Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 103 (2009)
Heft: 2

Artikel: Topographische Notizen
Autor: Elmiger, Dorothee
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-390027

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dorothee Elmiger

Topographische Notizen

: 2009 sind es zwanzig Jahre seit dem Fall der Mauer, seit der «Wende», seit dem Ende des «realexistierenden Sozialismus», seit dem Ende des Ostblocks und des Warschauer Pakts, seit dem Ende des Kalten Kriegs usw. Die historischen Etiketten allein verweisen auf die Tragweite der Ereignisse von 1989. Diejenigen, die wie die Neuen Wege, *bereits 1989 nicht nur blühende Landschaften, sondern auch Verwelkung und Brachen prognostizierten für die ehemaligen Volksrepubliken, lagen nicht ganz falsch. Gerade die Menschen in den neuen Bundesländern (wie die ehemalige DDR heute heisst) wissen, was Ausverkauf, Abwanderung und individualisierte Armut bedeutet. In Leipzig lautete ein Wahlslogan der wieder erstarkten rechtsradikalen NPD: «Wir bleiben da». Das ist nicht nur zynisch gemeint, sondern ist auch real der Fall.*

Wie sieht es heute aus in dieser Stadt, in der 1989 die berühmten Montagsdemonstrationen, die schliesslich zum Fall der Mauer geführt hatten, ihren Anfang genommen haben? Die junge Schweizer Autorin Dorothee Elmiger, die als Studentin des Lehrgangs «Literarisches Schreiben» seit bald einem Jahr in Leipzig lebt, wirft ihren persönlichen Blick auf die Stadt.

Bloch

Leipzig, Mitte Juli. Der Tag ist verhangen und die Hitze gut getarnt. Ich biege mit dem Fahrrad in die Pistorisstrasse ein. Bis hierhin ist mir die Umgebung bekannt, in der Calaustrasse, die jetzt links abzweigt, wohnen Leute, die ich kenne. Im Garten hinter dem kleinen Haus halten sie vier Hühner, eines davon heisst Revolución.

Die Stadt wird hier sehr still – und stiller, je weiter ich fahre. Die Strasse unverändert breit, aber die Häuser plötzlich nur noch ein- oder zweistöckig, kleine Einfamilienhäuser mit Umschwung und Gartenzaun.

Ich habe vergessen, wo ich lang fahren muss, und ich biege wahllos in einen Strassenarm ein, sehe dann aber plötzlich das Strassenschild: Wilhelm-Wild-Strasse. Ich bin richtig gefahren.

Menschen sind hier keine zu sehen, nur aus der Ferne hört man Kinderstimmen. Die plötzliche, sehr ländliche Idylle überrascht mich. Ich wohne nur wenige Minuten entfernt.

Die Wilhelm-Wild-Strasse ist so schmal, dass sich zwei Autos nur noch schwer kreuzen könnten, ich fahre im Schritttempo und halte Ausschau nach der Hausnummer 8.

Das Haus unterscheidet sich nicht von den anderen, es ist in eierschalengelber Farbe gestrichen. Im Garten steht ein Tisch, beladen mit Kuchen und Getränkeflaschen, Gläsern und buntem Papier, sieben Stühle stehen verwaist um den Tisch herum. Hinter dem Haus lachen plötzlich Kinder, und das Planschen von Wasser ist zu hören. Ein Kindergeburtstag vielleicht.

Ich vergewissere mich nochmals, Wilhelm-Wild-Strasse 8, hier hat der Philosoph Ernst Bloch gewohnt.

Erst dann entdecke ich die kleine Metallplatte, die an der Einfahrt angebracht ist: «Denken heisst Überschreiten», steht da. Und: dass er in diesem Haus lebte und arbeitete, der Philosoph, von 1949 bis 1961.

Insel

Ich wohne jetzt in Schleussig, schreibe ich später in einem Brief nach Zürich. Man kommt nur über Brücken dahin. Schleussig ist eine Insel, und die Brücken heissen zum Beispiel Sachsenbrücke, Rennbahnsteg, Paussnitzbrücke, Karlbrücke.

Ich habe Fragen an diesen Ort, an dem ich nun seit einer Weile lebe, Fragen, deren Antworten sich nicht oder nur sehr bedingt in Stadtchroniken oder Geschichtsbüchern finden lassen. Fragen also vor allem an diese Stadt jetzt, an ihre Landschaft, an ihre Oberfläche und das Darunterliegende. An ihre Bewohner, die jetzt hier jung sind und hier älter werden, an die, die schon immer hier waren, und an die, die hierhergezogen sind. So wie ich.

Um mir diese Insel zu erschliessen, muss ich über jede Brücke einmal fahren, notiere ich kurz nach meiner Ankunft. Und ebenso: Sammeln, was Aufschluss zu geben scheint über diesen Ort, die Landschaft in jedem Sinn ergründen.

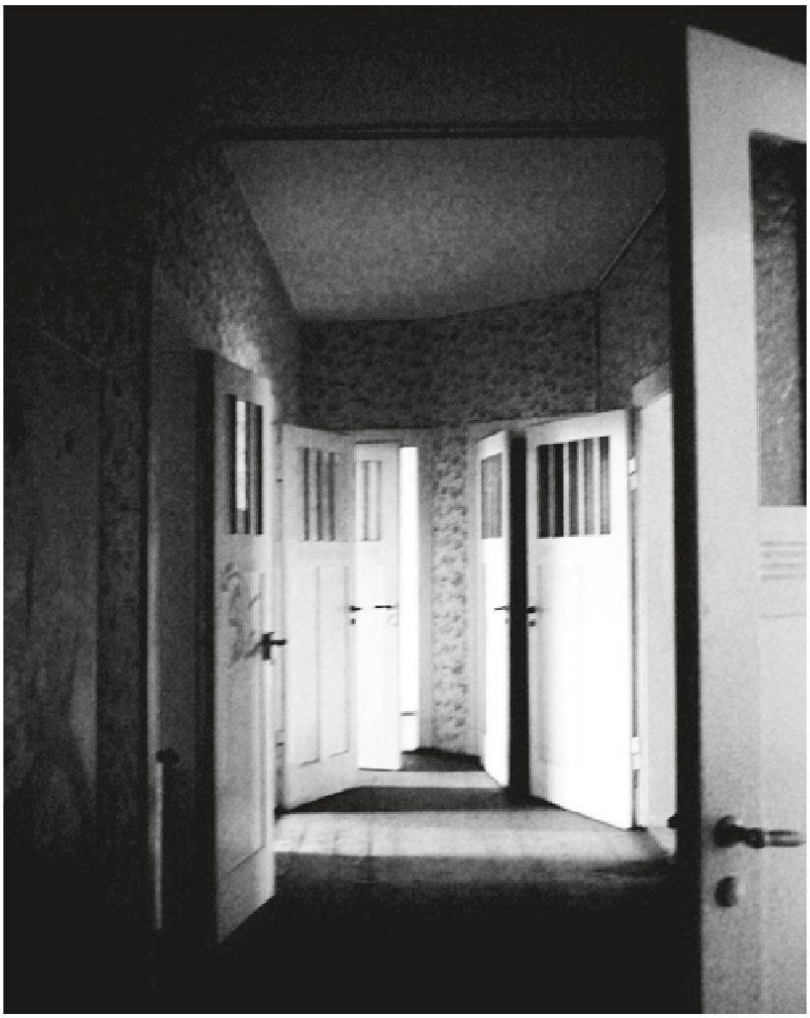
Was ich mir merke auf meinen Streifzügen durch die Strassen und über die Brücken, durch den Park und den Auenwald, durch Bücher und die Erzählungen der Menschen sind meine ganz eigenen Anhaltspunkte, ich merke mir bloss, was wichtig erscheint zu meiner eigenen Orientierung, unterwegs.

Ein Satz von Ernst Bloch: «Ein Mensch nimmt sich mit, wenn er wandert».

Es liegen hier also höchstens vor: Indizien, topographische Notizen zu einer Stadt, einer Strasse und einem Haus, mit deren Hilfe sich vielleicht ein behelfsmässiges Bild dieses Ortes und meiner Streifzüge darin zeichnen lässt.

Bloch ergänzt: «Doch ebenso geht [der Mensch] hierbei aus sich heraus, wird um Flur, Wald, Berg reicher ...»

Auf jeden Fall also zumindest ein paar Kreuze auf dem Stadtplan: Hier war ich.



Leerer Wohnraum im Osten Deutschlands. «Was bleibt?» fragte einst Christa Wolf. «Wer bleibt?» stellt sich heute als Frage. Foto: Dorothee Elmiger.

Blechpresswerk

Einmal klettere ich durch ein Loch in einem Zaun und steige hoch bis unters Dach eines leer stehenden Blechpresswerks. Ein paar Tauben fliegen plötzlich aus einer Ecke der leeren Halle durch die eingeschlagenen Scheiben ins Freie. Glasscherben knirschen unter meinen Füssen. Ich entdecke ein kleines Nest, drei grüne Eier liegen darin.

Sehr leicht verfällt man diesen verlassenen Gebäuden, den leer stehenden Fabriken, durch deren Dächer Äste ragen, den unbewohnten Wohnhäusern mit den blinden Scheiben.

Es ist vielleicht einzig der Blick einer Besucherin, der es sich leisten kann, Umstände und Vergangenheit auszublenden. Der Blick einer Aussenstehenden, die sich unbefangen im Heut dieser Stadt bewegen kann, ohne biographischen Bezug zu Geschichte, nur teilweise

konfrontiert mit dem alltäglichen Leben hier.

Es mutet absurd an, Gefallen zu finden an Kaputtem, Nicht-Funktionsfähigem, Stillgelegtem und scheint der Situation nicht gerecht zu werden.

Trotzdem bedeuten diese Gebäude und der leere Raum dieser Stadt vielleicht eine Möglichkeit, oder viel eher: die blosse Existenz einer Möglichkeit.

Arnhelm Neusüss schreibt: «Nicht in der positiven Bestimmung dessen, was sie will, sondern in der Negation dessen, was sie nicht will, konkretisiert sich die utopische Intention am genauesten. Ist die bestehende Wirklichkeit die Negation einer möglichen besseren, so ist die Utopie die Negation der Negation.»

Ernst Bloch schreibt: «Das heisst, das Reale vermittelt selbst den Vor-Schein und bildet so das Noch-Nicht-Bewusste.»

Zürich

Als ich im Februar in Zürich mein acht Quadratmeter kleines Zimmer für ein halbes Jahr zur Untermiete ausschreibe, melden sich innerhalb weniger Tage mehr als dreissig Interessenten, obwohl die Wohnung mitten im Rotlichtviertel und im Erdgeschoss liegt. Es ist eine Wohnung des Jugendwohnnetzes und kostet deshalb nur 300 Franken.

Als ich eine Woche später drei Männer und zwei Frauen durch die Wohnung führe, stellt sich heraus, dass sie sich untereinander bereits kennen – alle sind sie schon seit Wochen oder Monaten auf der Suche nach einem Zimmer und treffen dabei immer wieder aufeinander.

Der Platz in Zürich ist beschränkt. Die Enteignung von Stadtraum schreitet in immer höherem Tempo voran: Erschwinglicher Wohnraum muss zu Gunsten von Lager- und Büroräumen weichen, Normal- und Wenigverdienende werden aus der Stadt verdrängt.

Am 14. Mai dieses Jahres verabschiedet der Studierendenrat der Universität Zürich eine Resolution zur Wohnsituation der Studierenden. Darin hält er fest, dass «ein Fünftel aller Studierenden gegenwärtig dringend auf ein neues Zuhause angewiesen [ist], weil die Miete nicht tragbar oder das Zimmer zu klein ist», und sie fordert die Schaffung von mindestens 1000 neuen Wohneinheiten für Studenten und Studentinnen.

Gerade mal 180 Wohnungen standen laut Statistik im Juni vor einem Jahr in der Stadt Zürich leer – nur 0,09 Prozent des gesamten Wohnungsbestandes.

Das Jugendwohnnetz schreibt auf ihrer Internetseite: «Die beiden Vereine, Jugendwohnhilfe und Zürcher Jugendwohnungen, wurden Anfangs der 80er Jahre im Zeichen der Jugendunruhen gegründet. Damals machten Wohnungsnot-Demonstranten auf Zürichs Strassen darauf aufmerksam, dass es in der Stadt keinen günstigen Wohnraum für junge Erwachsene mit bescheidenen Mitteln gab.»

Gefordert wurde auch mehr und nicht-kommerzieller Freiraum für selbst-bestimmte kulturelle Aktivitäten. Heute pochen Zürcher HausbesetzerInnen noch immer auf den Wohnraum als existenzielles Gebrauchsgut des Menschen. Sie besetzen mit derselben Beständigkeit die wenigen leer stehenden Wohnhäuser und die zahlreicheren ungenutzten Bürogebäude, wie sie von den Behörden wieder geräumt werden.

Leipzig

Hier in Leipzig eröffnet Redakteurin Veronika Schliebe das Editorial des Kundenmagazins *wohnzeit* der Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft LWB mit einem Zitat des Briten Sir Edward Coke: «Es darf jemand Freund und Nachbarn versammeln, um sein Haus gegen diejenigen zu verteidigen, welche ihn berauben oder töten oder ihm darin Gewalt antun wollen.»

Und Schliebe fügt an: «Diese Schutzfunktion greift noch heute. Die Zukunft stellt neue Fragen.»

Insel 2

In einer Urkunde vom 11. September 1376 wird Schleussig erstmals erwähnt: «6 Acker Wiese in Slizzig». Später «Slißk», «Sleysick», «Schleissigk», «Schleyssyck», «Schleußigk».

Im Westen Schleussigs fliesst beinahe unbemerkt die Weisse Elster der Holbeinstrasse entlang. Sie machen heute beide selten ein Geräusch. Früher trat die Elster regelmässig über ihre Ufer:

> «1909. Februar
> Ein Elsterhochwasser überflutet grosse Teile Schleussigs. Nur mit Booten kann man durch die Kleingartenanlage fahren.»

Jetzt scheppern manchmal Fahrräder laut über die behelfsmässig zugeteerten Schlaglöcher auf der Holbeinstrasse.

Maria Gelfert vom Auskunftsdienst der Abteilung Information des Leipziger Amts für Statistik und Wahlen schreibt mir: «Unsere Holbeinstrasse wurde nach dem Herrn Hans Holbein d. Jüngeren benannt. Er lebte von 1497 bis 1543, ist geboren in Augsburg und gestorben in London. Die Umbenennung in die Holbeinstrasse erfolgte bereits im Jahre 1950 und hat heute noch Bestandskraft.» Sie schreibt ausserdem: «Diese Strasse wurde 1892 gebaut.»

Zitat

Ernst Bloch: «Zweiundzwanzigjährig kam der Blitz: die Entdeckung des Noch-Nicht-Bewussten, die Verwandtschaft seiner Inhalte mit dem ebenso Latenten in der Welt. Besonders in der schöpferischen Arbeit wird eine eindrucksvolle Grenze überschritten, die ich als Übergangsstelle zum noch nicht Bewussten bezeichne. Mühe, Dunkel, krachendes Eis, Meeresstille und glückliche Fahrt liegen um diese Stelle. An ihr hebt sich, bei gelingendem Durchbruch, das Land, wo noch niemand war, ja das selber noch niemals war. Das den Menschen braucht, Wanderer, Kompass, Tiefe im Land zugleich.»

Nr. 85

Das Haus Nr. 85 steht ganz am Ende der Strasse, an die braune Fassade hat jemand einen riesigen SpongeBob gesprüht, ein Fenster im Erdgeschoss ist zersprungen, die Klingelschilder wurden alle unzählige Male überklebt.

Das Eckgebäude ist 5-geschossig, 27 Namen stehen an den Briefkästen.

Auf der anderen Seite der Strasse steht neben einem verlassenen Spielplatz eine Mormonenkirche, Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage. Ein weisses Banner flattert im Wind, «Familien Sind Ewig» steht darauf geschrieben.

Menschen sind keine da.

Im Hausflur hat jemand einen Zettel ans Brett gepinnt: *Der Flur muss dringend mal gestrichen werden. Die LWB stellt uns Farbe zur Verfügung. Wer hat wann Zeit?*

LWB

Am Telefon ringt Gregor Hoffmann, Pressesprecher der Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft LWB, um Worte.

Er nennt das Wohnmodell in der Holbeinstrasse 85 untypisch, als *alternativ* will er die Bewohner des Hauses aber nicht bezeichnen. «Etwas bunter vielleicht», sagt er schliesslich und lacht kurz: «Sie wissen bestimmt, was ich meine.»

Am 10. Oktober 1990 wurde die LWB als «hundertprozentige Tochter der Stadt Leipzig in privater Rechtsform» gegründet. Ihre Aufgabe war die Betreuung des Wohnungsbestandes, der, ehemals volkseigen, im Oktober 1990 an die Stadt Leipzig überging. Heute bezeichnet sie sich als «wohnungspolitisches Steuerungsinstrument der Stadt.»

Etwa 12 Prozent des Leipziger Wohnungsbestandes befindet sich heute noch im Eigentum der LWB, davon gehören 33 500 Wohneinheiten zum sogenannten Kernbestand, werden also tatsächlich vermietet, während rund 11 900

Wohneinheiten zum Verkauf oder Abbruch bestimmt sind, beziehungsweise zum von der LWB verwalteten Fremdbestand gezählt werden müssen. Der Wohnungsleerstand in Leipzig beträgt über 17 Prozent.

Das Haus an der Holbeinstrasse wurde in den sechziger Jahren gebaut, genaueres kann mir Hoffmann nicht sagen. Auf meine Frage nach den Zukunftsplänen der LWB betreffend des Gebäudes meint er, dass das Haus in Stand gehalten, aber nicht saniert werde – um die Miete für die Bewohner niedrig zu halten.

2. Stockwerk, links

Die Miete für mein zwanzig Quadratmeter grosses Zimmer beträgt 150 Euro, alles inklusive. An der Tür hängt das Foto eines jungen Mannes, er steht in einem Tümpel und ist bloss mit einem Tuch bekleidet, das er sich um die Hüfte gewickelt hat. Um den Hals trägt er eine Kette mit einem Haifischzahn. Andreas. Ich habe ihn nie kennengelernt, nur einige E-Mails aus Mexiko und Guatemala erhalten. Eine Machete hat er mir in seinem Zimmer hinterlassen und einen sonderbaren Altar aus Kieselsteinen, Federn, Sand und Räucherstäbchen. Andreas wurde zum Medizinstudium nicht zugelassen. Jetzt, schreibt er auf seiner Homepage, ist er gerade beim Native American Star Dance Gathering in Wyoming und betet für den Frieden.

Zitat

Ernst Bloch schreibt: «Das Morgen im Heute lebt, es wird immer nach ihm gefragt. Die Gesichter, die sich in die utopische Richtung wandten, waren zwar zu jeder Zeit verschieden, genau wie das, was sie darin im einzelnen, von Fall zu Fall, zu sehen meinten. Dagegen die Richtung ist hier überall verwandt – sie erscheint als das einzig Unveränderliche in der Geschichte.»

2. Stockwerk, rechts

«Was die Sonne für die Blumen, ist ein Lächeln für die Menschen», steht neben einem Bild, das drei ärmlich gekleidete, abgemagerte Kinder zeigt. Jeden Morgen frühstücke ich am Küchentisch darunter.

Ich schätze Anne auf Ende Zwanzig. Mit ihrer Tochter, ihrem Freund und einer weiteren Frau wohnt sie in der Wohnung gegenüber.

Anne besucht in Berlin Kurse, in denen sie lernt, mittels einer Rute und dazugehörigen Fragestellungen Ursachen und Stärken von sogenannten Schwingungsverschiebungen festzustellen. Durch Neuinformation des Energiesystems will sie diese aufheben können.

Um den Heuschnupfen meines Mitbewohners zum Verschwinden zu bringen, holt sie die Rute aus ihrer Wohnung, lässt den Draht, der am Ende mit einem kleinen Gewicht beschwert ist, zwischen ihren Fingern hin und her schwingen und nickt dazu mit dem Kopf.

Die Rute weist Anne an, mit einem grünen Stift die Information «Ich bin gesund» auf den nackten rechten Oberschenkel meines Mitbewohners zu schreiben.

«Bis morgen ist der Heuschnupfen weg», sagt Anne, als sie geht, «bestimmt.»

Cospudener See

Am Strand des Cospudener Sees im Süden der Stadt lehnen wir unsere Fahrräder an den Stamm einer Birke. Das Wasser ist sehr glatt. Ab 1981 hatte man hier Braunkohle abgebaut, das Dorf Cospuden verschwand, seine Bewohner wurden ausgesiedelt. Als die Förderung elf Jahre später eingestellt wurde, erstreckte sich die Abgrabungsfläche über 5,1 Quadratkilometer. Dann hatte man das Tagebaurestloch geflutet. Wir schwimmen im See. Ich stelle mir die Landschaft unter Wasser vor, den gefluteten

Tagebau und alles, was hier vielleicht vergessen wurde, zurückgelassen und noch immer auf dem Grund liegt.

Brief

In der Bibliothek stosse ich auf Briefe, die Bloch in der Wilhelm-Wild-Strasse verfasst hat. Am 7. Juli 1949 schreibt er: «… Bier ist von alter Güte, Tabak erinnert an den französischen Tabac gris, aber mir mundend. Wohnung: jetzt ein hübsches Häuschen, 7 Zimmer, im Grünen, 16 Obstbäume im Garten.»

Ich suche weiter und finde im Internet eine Fotografie: Bloch an einem Tisch im Garten an der Wilhelm-Wild-Strasse. Ein Artikel über die Abhöranlagen, die in Blochs Haus installiert waren. Ein Bericht über die Gedenktafel, die 2005 möglichst unauffällig bei der Garagenzufahrt angebracht wurde – der Hausbesitzer weigerte sich, die Gedenktafel an der Hausmauer selbst anbringen zu lassen.

Landesverräter

Marko Heine wohnt nicht in der Holbeinstrasse, aber oft taucht er auf, eine hagere Gestalt, Brille, den Kopf leicht vorgebeugt, die Hose bis über die Knöchel hochgerollt. Auf dem Rücken trägt er fast immer den Kontrabass.

Heute stellt er Bouletten, Brötchen und Ketchup auf den Tisch. «Ein Bauarbeiteressen», sagt er, «Ich habe gerade den Strom neu verlegt.» Wir essen.

Marko zieht in einer Woche um, zuvor muss er aber noch Klo, Waschbecken und Dusche installieren, einen Kochherd finden und die Graffitis von den Fenstern putzen. Die Wohnung liegt in einem der Wächterhäuser – leer stehende Häuser, die von den Nutzern zum Preis von Wasser, Strom und einem Vereinsbeitrag für künstlerische oder soziale Projekte genutzt werden können.

Als Gegenleistung fungieren die Nutzer als Wächter des Hauses, bewahren es vor dem Verfall und leisten handwerkliche Eigenarbeit im Inneren.

d.elmiger@bluemail.ch

Marko erzählt gerne und ausschweifend, zuweilen erinnert er an einen alten Mann trotz seiner 25 Jahre. «Im Wasserballverein», sagt er, «habe ich angefangen, Marx zu lesen.»

Aufgewachsen ist Marko im thüringischen Gera, eine Stadt von 100 000 Einwohnern südlich von Leipzig. Die Eltern arbeiten in der städtischen Verwaltung, «Haus, Hund, Auto», sagt Marko.

In der Schule war er ein Aussenseiter, hat angefangen, Wasserball zu spielen, sein Trainer hat von Marx gesprochen.

Mit 16 besetzte er zum ersten Mal ein Haus in Gera. Gefordert wurde ein selbstverwaltetes, kulturelles Jugendzentrum, Raum für kulturelle Gegenströmungen zum vorherrschenden repressiven und rechtslastigen Klima.

Ein Jahr vor dem Abitur wurde er vom Gymnasium geschmissen. Er hat weder Wehr- noch Zivildienst geleistet.

«Ich habe immer viel gelesen und versucht, die Dinge zu ändern. In Gera musste man sich alles erkämpfen. Meine damalige Freundin sollte plötzlich nach Jugoslawien abgeschoben werden. Dann, als ich zwanzig war, wurde ein Russlanddeutscher von rechtsextremen Jugendlichen ermordet. Man schreckte schon manchmal zusammen, auf der Strasse.»

Seit 2005 wohnt Marko nun in Leipzig. Er arbeitet nicht, lebt von der Sozialhilfe, spielt Kontrabass und liest noch immer viel, empfiehlt mir Postone und Robert Kurz zu lesen. Als ich ihn frage, was er sich für die Zukunft wünsche, antwortet er: «Reich und berühmt werden mit der Musik.»

Ich lache, dann realisiere ich, dass es ihm ernst ist damit.

«Um so zu leben wie man wollte, musste man in Gera dafür kämpfen. In Leipzig ist es nicht so, es läuft ja alles irgendwie.» ●